

Isa Breitmaier

Projekt Perspektivwechsel – Bildung als Brückenschlag¹



Prof. Dr. Isa Breitmaier
Lehrt an der Evangelischen Hochschule Freiburg Theologie mit Schwerpunkt Religionspädagogik
breitmaier@eh-freiburg.de

Relative Armut ist in unserem alltäglichen Umfeld heute kein Randphänomen mehr, sondern sie erfasst auch die bürgerliche Mittelschicht, rückt in den Bereich der realen Lebensbedingungen einer wachsenden Bevölkerungszahl. Gleichzeitig wird die Kluft zwischen Arm und Reich tiefer, weil die Zahl der von Armut Betroffenen wächst und Reiche reicher werden.²

Armut und gesellschaftliche Ausgrenzung

Diese „relative Armut“ hat einen materiellen Aspekt und gleichzeitig viel mit Selbstdeutung und Fremddeutung zu tun. Wer wenig Geld zur Verfügung hat, kann nicht ohne Weiteres die Sportgruppe besuchen, am Computerkurs teilnehmen oder Englischnachhilfe nehmen. Solche Aktivitäten sind aber wichtig für das Selbstbewusstsein oder das berufliche Fortkommen. Fahrten z. B. zu einem entlegenen Arbeitsplatz werden schwierig, selbst Krankenhausaufenthalte können ein Problem werden. Insgesamt verringern sich, individuell verschieden, die Möglichkeiten der Menschen. Sie werden zurückhaltender, mit Freunden etwas auszumachen, ziehen sich mehr und mehr zurück. Dieser Rückzug geht meistens auch mit Selbstverunsicherung einher, die zur Verfestigung der Zurückgezogenheit beiträgt. So entsteht ein Kreislauf der Selbstaussgrenzung, der nicht selten Einfluss auf das Kommunikationsverhalten und den Habitus der Menschen hat.

Die Fremdwahrnehmung erschöpft sich leicht in der Schuldzuschreibung, die alle Türen zuschlägt: „Das sind doch Sozialschmarotzer!“ Oder es entsteht auch hier eine Haltung der Unsicherheit: Wie verhält man sich einem sogenannten „Hartz-IV-Empfänger“ gegenüber? Oder man denkt: „Armut, oh je, ich helf schon so viel, ich kann das nicht auch noch.“ Alle drei genannten Außendeutungen schaffen Distanz zu Menschen in Armut, zum Teil gehen sie mit Abwertungen einher. In jedem Fall verschärfen sie die Kluft zwischen Menschen mit mehr und mit weniger Teilhabechancen.

Evangelische Erwachsenenbildung im Kontext sozialer Ungleichheit: das Miteinander von Arm und Reich

Die Evangelische Erwachsenenbildung Karlsruhe betreibt seit zwei Jahren in Kooperation mit der Arbeitsloseninitiative Ikarus ein Projekt, das hier Brücken schlägt. Menschen mit mehr und mit weniger Teilhabechancen in der Gesellschaft werden eingeladen, genauer hinzuschauen, ihre Vorurteile gegen „Reiche“ bzw. gegen „Arme“ zu hinterfragen und so an ihrer Selbst- und Fremdeinschätzung zu arbeiten. Nach einer Vorbereitungsphase entstehen Tandems,

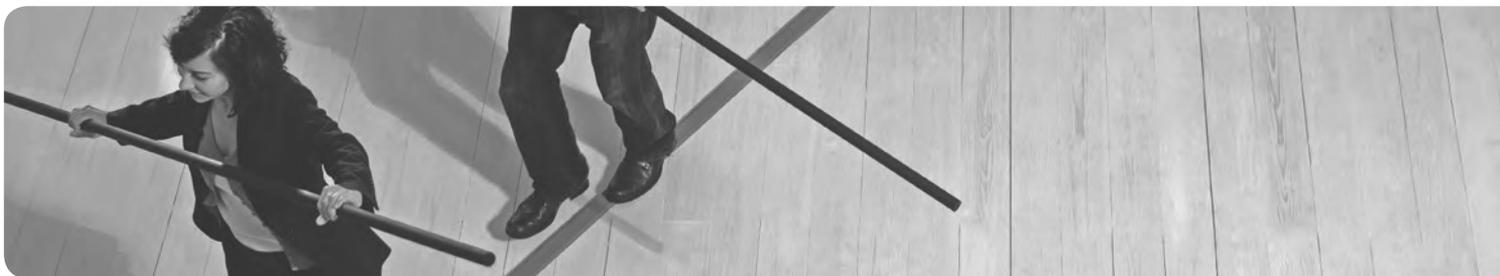
die sich etwas aus ihrem Lebenslauf mitteilen und miteinander Freizeit teilen. Das kann auf Spaziergängen geschehen, bei Museumsbesuchen, auf Fahrradtouren, bei Gesellschaftsspielen usw. Dabei lernen sich die Menschen kennen, verstehen, was die Einzelnen bewegt und umtreibt und wie der Alltag gestaltet wird. So kann Vertrauen entstehen und Horizontenerweiterung, Normalitätskonstruktionen, die wir alle haben, werden hinterfragt und an der Realität überprüft. Diese Tandemphase wird im Rahmen des Projekts durch Supervision begleitet und neben den Kleingruppen gibt es auch Treffen der Gesamtgruppe. So entsteht langsam ein Netzwerk all derer, die diese Begegnungen als Bereicherung für sich empfinden.

Dieses Projekt versteht sich als evangelische Bildungsarbeit. Die EKD-Denkschrift „Gerechte Teilhabe, Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität“ von 2006 spricht von „Kulturen alltagsnaher Netzwerke“: „Das große Potential der Zivilgesellschaft sowie der Wunsch und die Bereitschaft vieler Menschen sich ehrenamtlich zu engagieren, sind eine wichtige Grundlage für das christliche Engagement und können verstärkt genutzt werden. Darüber hinaus ist zu beachten, dass auch die Fähigkeit und die Bereitschaft zum Engagement von Bildung abhängt und dass daher Menschen auch zum Engagement angeregt werden müssen.“ Die Betroffenen sollen dazu befähigt werden, „ihr Schicksal so weit wie möglich in die eigene Hand zu nehmen“.

Die Evangelische Erwachsenenbildung Karlsruhe nutzt hier ihre institutionellen Ressourcen, um informelle Bildungsarbeit zwischen Menschen verschiedener Lebenslagen zu fördern. Sie tut das nicht in Konkurrenz zur Diakonie und zur Wohlfahrtspflege, sondern stützt sich auf die bestehenden Angebote und ergänzt sie durch ein Kommunikationsangebot, das auf ehrenamtlicher Basis beruht. Auch Jesus setzte sich über allgemeine Vorurteile hinweg, als er z. B. mit Zöllnern und sogenannten Sündern zu Tisch saß. Er, der wohnsitzlose Wanderprediger, aß mit Zachäus, dem reichen Zöllner. Ein „interkulturelles Setting“, könnte man sagen und darüber nachdenken, wer hier eigentlich arm und wer reich war. Unser christlicher Bildungsauftrag lautet, soziale Integration und Gerechtigkeit zu fördern. Es geht also darum, Ressourcen sinnvoll zu nutzen, pädagogisch verantwortet Impulse zu geben und in die Zivilgesellschaft hinein zu wirken, Räume für Mitmenschlichkeit zu eröffnen und Ausgrenzung zu verringern.

Auf der Theorieebene wird bei dieser Arbeit im Wesentlichen auf zwei Konzepte zurückgegriffen, die in der sozialen Arbeit längst bekannt sind und angewendet werden: Das eine ist die Pädagogik der Verschie-

¹ Der Aufsatz beruht auf einem Vortrag, der beim Fachtag „Perspektivwechsel“ am 19.7.2012 an der EH Freiburg gehalten wurde. „Perspektivwechsel“ ist der Name eines Tandemprojekts, das seit zwei Jahren im Rahmen der Evangelischen Erwachsenenbildung Karlsruhe durchgeführt wird. Die Teilnehmenden wurden interviewt, im Folgenden wird aus diesen Interviews zitiert. Die Evaluation liegt in schriftlicher Form vor und ist bei der Evangelischen Erwachsenenbildung Baden erhältlich. Die Nummerierung der Interviews bezieht sich auf den Bericht.



denheit, die aus der Arbeit mit MigrantInnen stammt, konstruktivistische Ideen aufnimmt und in der interkulturellen Bildungsarbeit entwickelt wurde, und das andere ist das Konzept des sozialen Kapitals, das u. a. Pierre Bourdieu, Philosoph und Soziologe, verwendet hat. Hier zunächst zur Pädagogik.

Pädagogik der Verschiedenheit

Studien, die Sinusmilieus auf die Weiterbildung anwenden, belegen unterschiedliche Erwartungen: Nach Tippelt/Weiland et al. ist Weiterbildung bei den oberen Milieugruppen eher mit Chancenerweiterung verbunden, für die unteren dagegen mit der Abwehr von Abstieg und Deklassierung (vgl. Tippelt/Weiland et al. 2003 und Bremer 2007, S. 160, der die Studien von Barz und Tippelt referiert). Die Bildungskarrieren der oberen Schichten sind häufiger durch Kontinuität als durch Diskontinuität geprägt. Lerngrundmuster, die in der Schule erworben wurden, werden auch auf die Weiterbildung angelegt, so lösen defizitäre und problematische Schulerfahrungen auch negative Einstellungen in der Weiterbildung aus. Aktive Strategien finden sich bei den oberen Milieus, die sich im Feld der Bildung selbstsicher bewegen, passive Strategien werden bei Milieus ausgewiesen, bei denen Orientierungsbedarf wegen ihrer verunsichernden Situation besteht, die sich andererseits aber auch wenig von Weiterbildungsteilnahme versprechen (Bremer 2007, S. 164 f.). Zur Realisierung ihrer Bildungsvorstellungen benötigen also die einen und die anderen differenzierte pädagogische Unterstützungsformen, andernfalls setzt sich die bereits in der Schule begonnene Selektion fort.

Methodisch wird solchen unterschiedlichen Ausgangslagen am ehesten die Diversity-Pädagogik gerecht, die Normalitätskonstruktionen zu hinterfragen lehrt. Sie wurde in den letzten Jahrzehnten in der integrativen Arbeit mit Migranten entwickelt.

Ich möchte einige der Standards nennen:

- Die heterogene Ausrichtung lässt sich an der Organisation ablesen: Wer leitet hier, welche Organisationen stehen im Hintergrund? Entspricht das der Zusammensetzung der Klientel? (Kalpaka 2006, S. 56 f.)

Im Fall des Projekts Perspektivwechsel ist die Kooperation mit der Karlsruher Arbeitsloseninitiative Ikarus unerlässliche Voraussetzung für das Gelingen.

- Von vornherein werden die Unterschiede benannt. Dabei geht es z. B. nach Khanide um die Anerkennung von Verschiedenheit und die Wahrnehmung von Gleichrangigkeit (Khanide 2008, S. 57–60). Auf der Grundlage der Reflexion eigener Einstellungen werden Unterschiedlichkeiten respektvoll wahrgenommen und wo möglich auch Einstellungen hinterfragt.
- Die heterogene Orientierung bei den Teilnehmenden: Alle Teilnehmenden werden als Personen betrachtet, die in ihrer jeweiligen Lage Anforderungen des Alltags zu bewältigen bemüht sind. Probleme der Einzelnen werden ernst genommen, aber niemand wird darüber definiert.
- Die Gabenorientierung: Alle Teilnehmenden, egal welcher Herkunft, haben ihre Stärken und sind eingeladen, diese einzubringen, auch wenn sie sich in Situationen vorübergehender oder dauernder sozialer Verunsicherung befinden.
- Die Prozesshaftigkeit von Kultur und von kulturellen Zuschreibungen wird verdeutlicht mit dem Ziel, Selbstwirksamkeit zu motivieren und zu stärken und für Veränderungen Raum zu geben.
- Die Konstruktionen von Fremdheit zwischen den Menschen verschiedener Lebenslagen und Lebenswelten und die Diskriminierung werden thematisiert und als Aufgabe innerhalb der Gruppe markiert. So wird z. B. mit Gesprächsregeln ein respektvoller Umgang miteinander eingeführt.
- Die Leitung gibt Impulse, bemüht sich aber, soweit es möglich ist, um ein horizontales Lernen. Es geht um „Lernen auf Augenhöhe“ mit dem Ziel gemeinschaftlichen Lernens. Leitung und Teilnehmende stehen zusammen einem offenen Feld von Handlungs- und Lernmöglichkeiten gegenüber.

Brücken zwischen Lebenswelten zu schlagen hat auch seine Tücken: Die Gleichbehandlung von Ungleichem wird Einzelnen nicht gerecht. Stattdessen muss das Prinzip der anerkannten Gleichwertigkeit mit dem Prinzip der anerkannten Verschiedenheit verbunden werden und es gilt im Gespräch immer wieder darauf zu achten, was wem zugemutet werden kann.

² Die These von der sich vertiefenden Spaltung zwischen Arm und Reich hat jüngst Peter Janowski, der Vorsitzende des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt der EKD, bekräftigt (vgl. KDA (Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt) (Hrsg.): Für manchen das Beste, für andere nur die Reste. Sozialpolitischer Buß- und Bettag 2011. Materialien für Gottesdienst und Gemeinde. Hannover 2011.). Ausführlicher dazu s. Franz Schultheis: „Die dem sozialwissenschaftlichen Beobachter vorliegenden Indikatoren zur Lage der deutschen Gesellschaft von der Arbeitslosenquote bis zu den wachsenden Zahlen überschuldeter Privathaushalte und Unternehmensbankrotte und deutliche Hinweise auf eine breite Öffnung der Schere zwischen Arm und Reich, wie überhaupt die ansteigende Armutsrate im Allgemeinen und die Zahl der von Armut betroffenen Kinder im Besonderen, sprechen eine klare Sprache [...]“ (Schultheis 2005, S. 575)



Es kann auch passieren, dass die Absicht, für reale oder zugeschriebene Differenzen zu sensibilisieren, Vorurteile gerade einübt, dass also nicht die Komplexität der Lebenssituationen, sondern die routinierete Verwendung sozialer Klassifikationen geübt wird. Dem kann nur gewehrt werden, wenn immer wieder deutlich gemacht wird, wie Differenzen als Mittel zur Diskriminierung verwendet werden, beziehungsweise, dass wir die Schere zwischen Arm und Reich nicht in unserer Gruppe weiter öffnen wollen.

Positive Erfahrungen machte eine Frau im folgenden Interviewausschnitt mit einer gemischten Gruppe:

T: [...] aber jetzt so mit Leut, die AUCH Schicksalsschläge haben [...]

I: Mmh...

T: [...] die hab ich auch immer – bewusst vermieden, weil ich immer Angst gehabt hab, wenn ich ZU sehr mit den Biografien konfrontiert werd, dann – gibt das bei mir Flashbacks oder – ich kann keine Grenze ziehen, dass jeder für sein Leben trotzdem verantwortlich ist [...]

T: [...] deswegen war das jetzt so die ERSTE Erfahrung ich hab natürlich in der Klinik – ich war dreimal in der xy Klinik, da kriegt man AUCH viel mit und da geht's sehr intensiv – aber da ist man in einem geschützten Rahmen und das ist so in einer natürlichen Gruppe sozusagen, ja [...]

(Interview Nr. 7, S. 270–284)

Die interkulturelle Verständigung zur Überprüfung der Vorurteile und Änderung der Normalitätskonstruktionen kann aber nur der Beginn eines Lernwegs sein, auf dem es darum geht, aktiv Not zu lindern. Daher gehe ich noch einen Schritt weiter und reflektiere Konsequenzen auf der Grundlage der Theorie des sozialen Kapitals.

Der Gedanke des sozialen Kapitals und die Idee der Kleinstnetzwerke

Wenn Armut viel mit materieller und sozialer Ausgrenzung zu tun hat, dann hat das auch eine Kehrseite, die der Soziologe Pierre Bourdieu mit dem Begriff des sozialen Kapitals auf den Punkt gebracht hat. Soziales Kapital sind „die aktuellen und potenziellen Kräfte, die mit der Vernetzung durch soziale Beziehungen und durch das gegenseitige Kennen und Anerkennen verbunden sind“ (Bourdieu 1983, S. 183–198). Soziales Kapital bietet für jeden Menschen einen Zugang zu den Ressourcen des sozialen und gesellschaftlichen Lebens wie Unterstützung, Hilfeleistung, Anerkennung, Wissen und Verbindungen bis hin zum Finden von Arbeits- und Ausbildungsplätzen. Es wird auch über Tauschbeziehungen aufgebaut wie gegenseitige Geschenke, Gefälligkeiten, Besuche und Ähnliches.

Hierin besteht die praktische Seite des Zugewinns in der Vernetzungsarbeit zwischen Milieus. Das Erklärungsangebot knüpft an das an, was die Teilnehmenden des Projekts „Perspektivwechsel“ bisher bereits entwickelt haben:

Was ich AUCH toll fand, war – in der GRUPPE, äh – mein Geburtstag wird ja schon EWIG nich mehr gefeiert, nee, also – es könnt en Tag wie jeder andre sein, [...] und dann kam die eine mim KUCHEN und mit der KERZE, es war nur so ein kleines Yes-Törtchen, aber schon alleine das fand ich SO süß, von dieser GRUPPE, und happy birthday to YOU, und das fand ich einfach KLASSE. (t) das – DAS hat mir viel ge..., WIRKLICH viel gebracht, wieder auch so ein BISSCHEN zu wissen, ha du bisch echt ned allein. (tiefster Heimatdialekt!!!) Nee, du kannst – so bin ich auch wieder – für denjenigen da, nee, also (t) mich hat die eine gefragt, die hat – kennt jemand, der hat ne KATZE, ob ich die würd NEHMEN würd im URLAUB, die – hab ich gsagt – KLAR, HER mit. (Interview Nr. 9, S. 393–400)

Es handelt sich hier um eine alte Praxis. Im sozialen Bereich sind Kleinstnetzwerke z. B. aus der Inklusionsarbeit bekannt, wo die Kontakte von Menschen mit Behinderungen erweitert werden. Kleinstnetzwerke können weltweit sehr unterschiedlich aussehen. Ich beziehe mich hier auf Robert Putnam, Professor für vergleichende Politikwissenschaft in den USA, er hat soziale Netzwerke weltweit untersucht.

Er spricht zunächst vom Dilemma des gemeinschaftlichen Handelns und zitiert eine Anekdote von David Hume, dem Wegbereiter der Aufklärung im 18. Jh. in England. Die Anekdote lautet: „Zwei Bauern, deren Korn auf dem Feld reif geworden ist, unterhalten sich: Wir profitieren beide davon, wenn ich heute dir ernten helfe und du morgen mir. Uns verbindet aber nichts, ich werde mir also um deinetwillen keine Mühe machen. Wenn ich dir nun helfen würde, in Erwartung, dass du mir morgen auch hilfst, kann ich nicht sicher sein, dass du mich nicht enttäuschst, und dann hätte ich umsonst mit deinem Entgegenkommen gerechnet. So lasse ich dich also alleine arbeiten, du wirst es mit mir genauso tun.“ Die Erntezeit geht vorbei und beide verlieren ihre Ernte, weil ihnen Vertrauen und Sicherheit fehlte. (Aus: Putnam 1993, S. 163; eigene Übertragung ins Deutsche)

Die beiden Bauern gehen lieber sicher, als betrogen zu werden. Jeder behält so die volle Planbarkeit und Kontrolle, muss kein Vertrauen investieren und nimmt den eventuellen Verlust in Kauf. Gibt es gemeinschaftlichere Lösungen für das Dilemma? Eine Möglichkeit besteht in der Anordnung der Zusammenarbeit, was aber eine hohe Kontrolle notwendig macht. Eine weitere Möglichkeit sind Gemeinsinn und Vertrauen. Und damit ist der Blick wieder auf das soziale Kapital gerichtet. Es erdet sich für Putnam in

Kleinstnetzwerken, die auf Vertrauen und selbst erarbeiteten Normen beruhen und die eine Gesellschaft effizienter machen, indem sie koordinierte Handlungen ermöglichen.

Solche Netzwerke haben folgende Merkmale:

- Das soziale Kapital, das dort investiert wird, ist wie finanzielles Kapital produktiv in dem Sinn, dass es das Erreichen von Zielen ermöglicht, die ohne dieses Kapital unerreichbar sind.
- Vertrauen ist ein öffentliches Kapital, während finanzielles Kapital normalerweise privat ist.
- Es ermöglicht Kooperationen, die nicht institutionell geplant und abgesichert sind.
- Es ist auch für diejenigen verfügbar, die keinen Zugang zu Bankkrediten haben. Sicherheiten bei der Anleihe sind hier nicht Besitz und Kontostand, sondern die persönlichen Kontakte.
- Wer die Hilfe eines anderen in Anspruch nimmt, investiert dadurch wieder in soziales Kapital. Tauschleistungen sind z. B. eine Methode, um die Solidarität im Dorf zu fördern.
- Motor solcher Netzwerke ist nicht so sehr eine übergeordnete Ethik, sondern eher die realistische Einschätzung des Werts einer Handlung. Man schätzt ein, welcher Aufwand an Zeit welche Gegenleistung sinnvoll erscheinen lässt.
- Das investierte Vertrauen ist nicht blind, sondern es sieht das Handeln eines anderen vorher. Vertrauen kann erst geschenkt werden, wenn wahrscheinlich wird, dass eine Person auch tut, was sie sagt.
- Soziales Kapital wird in unseren alltäglichen Bezügen gegenüber dem rationalen Handeln leicht unterschätzt. Es schmirt aber Kooperationen. Je größer das Vertrauen in einer Gruppe ist, desto größer ist laut Studien die Wahrscheinlichkeit der Kooperation. Und Kooperation bringt Vertrauen hervor und erweitert Möglichkeiten.

Putnam nennt das Beispiel der rotierenden Kreditgemeinschaft, die von Nigeria bis Schottland und von Peru bis Vietnam praktiziert wird. Man stelle sich vor, eine Gruppe hätte 20 Mitglieder und jedes zahlt im Monat 1 € in einen Fond. In jedem Monat erhält ein anderes Gruppenmitglied die so erzielte Summe und ist frei zu kaufen, was es gerade braucht. Voraussetzung für eine solche Kreditgemeinschaft ist, dass jedes Gruppenmitglied im Monat so lange 1 € einzahlt, bis alle einmal drangekommen sind. Ähnlich funktionieren auch Tauschbörsen.

Was ist die Basis solcher Initiativen? Sie fußen auf einem Netzwerk mit starkem Engagement und Gruppennormen. Man kennt sich gegenseitig, hat einen Ruf zu verlieren und kann sich auch keine Nachlässigkeit leisten. So wird die Gefahr des Vertrauensbruchs minimiert. Soziale Netzwerke erlauben dem

Vertrauen, das investiert wird, gegenseitig zu werden und sich auszuweiten. Bevor sie entstehen, muss allerdings Vertrauen aufgebaut werden. Es ist wichtig, sich kennenzulernen, um mit Missverständnissen umzugehen zu lernen und die angemessenen Durchsetzungsmöglichkeiten zu üben.

Die Ausgangsfrage lautete: Welche Impulse für mehr soziale Gerechtigkeit könnte es vonseiten evangelischer Weiterbildung geben, die bestehenden Angebote zu ergänzen? Die Antwort: Wir können im nonformalen und informellen Bildungsbereich neue Bildungsformate schaffen, die geeignet sind zu befähigen und zu begleiten. Das Projekt „Perspektivwechsel“ ist sicher nur ein Beispiel dafür, wie sich die Institution Erwachsenenbildung mit ihrem Fachwissen, ihrer Infrastruktur und ihren Kooperationsmöglichkeiten mit zivilgesellschaftlichem Engagement interessierter Teilnehmender verbünden kann. Evangelische Erwachsenenbildung könnte so kirchliche Sozialarbeit und öffentliche Wohlfahrtspflege, auf die sie zurückverweist, ergänzen und sie aus eigenen Ressourcen heraus unterstützen, um gemeinsam nach außen zu wirken.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen, S. 183–198.
- Bremer, Helmut (2007): Soziale Milieus, Habitus und Lernen. München.
- EKD (Hrsg.) (2006): Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift. Gütersloh.
- Kalpaka, Annita (2006): Heterogenität als Normalfall. In: Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuseumarbeit in NRW (IDA) (Hrsg.): Impulse. Bildungsmaterialien aus dem Aktionsprogramm Jugend für Toleranz und Demokratie – gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus. Düsseldorf.
- KDA (Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt) (Hrsg.): Für manchen das Beste, für andere nur die Reste. Sozialpolitischer Buß- und Bettag 2011. Materialien für Gottesdienst und Gemeinde. Hannover 2011.
- Khanide, Marina (2008): Interkulturelle und Diversity Pädagogik. In: Bundschuh, Stephan/Jagusch, Birgit/Mai, Hanna (Hrsg.): Umwege, Auswege, Holzwege. Perspektiven auf Rassismus, Antisemitismus und Islamfeindlichkeit, IDA NRW, Düsseldorf.
- Putnam, Robert (1993): Social Capital and Institutional Success. In: Ders.: Making Democracy Work. Civic traditions in modern Italy. Princeton, New Jersey, S. 163–185.
- Schultheis, Franz (2005): Gesellschaft ohne Eigenschaften. In: Schultheis, Franz/Schulz, Kristina (Hrsg.): Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag. Konstanz, S. 575–583.
- Tippelt, Rudolf/Weiland, Meike/Panyr, Sylva/Barz, Heiner (2003): Weiterbildung, Lebensstil und soziale Lage in einer Metropole. Bielefeld.